

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Weltbegebenheiten [14 Bilder; Becker, Karl]

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

### Weltbegebenheiten.

Vom Juli 1886 bis zum Juli 1887.



Der Sinkende hat diesmal tief aufgeatmet, als er sich hinsetzte, um seinen lieben Lesern vom Laufe der Weltbegebenheiten im verfloßenen Jahre Bericht zu erstatten. Sind auch die dräuenden Wetterwolken im Westen und

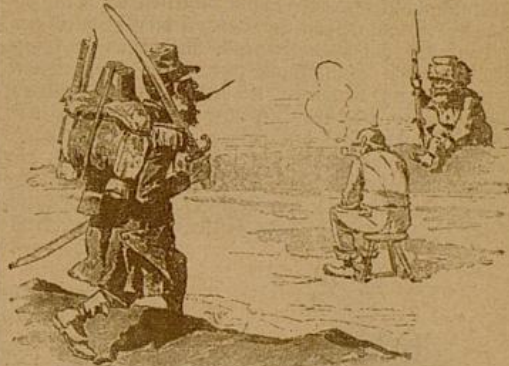
Osten noch durchaus nicht ganz zerteilt, bis jetzt haben sie sich nicht entladen dürfen; der alte Gott lebt noch, Kaiser Wilhelm und sein großer Kanzler auch, das deutsche Volk hat sich in seiner überwiegenden Mehrzahl treu zu diesen beiden Männern bekant, und so ist uns und der Welt der kostbare Friede noch einmal erhalten worden, obgleich ein fürchterlicher Krieg fast unvermeidlich schien. Das ging so zu. Unsere heißblütigen Nachbarn, die Franzosen, können uns noch immer nicht verzeihen, daß wir die uns dereinst von ihnen gestohlenen Reichsländer Elsass-Lothringen endlich wieder an uns genommen haben. Nochmals allein mit uns anzubinden, wagen sie so leicht nicht, denn dabei sind sie 1870 und 71 zu übel angelaufen. Aber eifrig spähen sie rechts und links nach Bundesgenossen gegen uns, und dazu wäre ihnen, den Freiheitschwärmern und angeblichen Polenfreunden, sogar der unumschränkte Selbstherrscher aller Neupreußen und Zwingherr Polens recht. Der Haß ist eben bei ihnen, wie leider so oft in der Welt, stärker als die Liebe. Darum hatten sie ihre helle Freude daran, als in der zweiten Hälfte des Jahres 1886 infolge der bulgarischen Händel, die wir weiter unten ausführlich schildern, Rußland und Osterreich einander in die Haare zu geraten drohten. Die Herren Rothsofen rechneten so: „Bei diesem Kampfe kann Deutschland kaum unbeteiligt bleiben. Mit Osterreich wird der gewaltige russische Bär schnell fertig, wendet er sich dann gegen Deutschland, mit dem er doch noch ein Hühnchen rupfen zu müssen glaubt, so blüht unser Weizen: wir fallen dann zugleich mit aller Macht von der andern Seite über den bösen deutschen Michel her und sein letztes Stündlein hat geschlagen. Bermalmt soll er werden zwischen den beiden Mühlensteinen! Haben wir doch jetzt den rechten Kerl an der Spitze unseres Heerwesens, den Unrast Boulanger“ (das heißt zu deutsch Bäcker). „Und drüben in Moskau zieht Freund Rattow die Schleusen seiner Veredlamkeit und sucht alles, Volk und Kaiser, gegen die verhassten Deutschen mit sich fortzureißen.“

Die Rechnung war nicht übel, aber doch ohne den Wirt gemacht: Fürst Bismarck zog mit seinem großen Bleistift alsbald einen dicken Strich dadurch. Erstlich bemühte er sich redlich, die Spannung zwischen Osterreich und Rußland zu mildern, und obgleich er dabei in Wien für allzu russenfreundlich gehalten und in Petersburg der Parteilichkeit für Osterreich geziehen

Großer Volkskalender für 1888.

wurde, so gelang es dem ehrlichen Makker doch bis jetzt, den Ausbruch der Feindseligkeiten zu verhindern. Zweitens strebte er unverzüglich eine Vermehrung unserer eigenen Wehrkräfte an. Aber da fand er, Gott sei's geklagt! an einer Stelle Widerstand, wo man die freudigste Förderung aller auf das Wohl des Vaterlandes gerichteten Maßregeln hätte erwarten sollen, nämlich bei der Mehrheit des damaligen deutschen Reichstages.

Derselbe wurde am 25. November durch eine Thron-



„Bermalmt soll er werden zwischen den beiden Mühlensteinen!“

rede eröffnet, welche als die wichtigste Vorlage einen Gesetzentwurf zur fernern Sicherstellung der Wehrkraft des Reiches ankündigte und folgendermaßen begründete: „In der Armee liegt die Gewähr für den dauernden Schutz der Güter des Friedens, und



„Haben wir doch jetzt den rechten Kerl an der Spitze unseres Heerwesens, den Unrast Boulanger.“

wenn auch die Politik des Reiches fortgesetzt eine friedliche ist, so darf Deutschland doch im Hinblick auf die Entwicklung der Heereseinrichtungen unserer Nachbarstaaten auf eine Erhöhung seiner Wehrkraft und insbesondere der gegenwärtigen Friedenspräsenzstärke nicht länger verzichten.“

Darum sollte nach dem Gesetzentwurfe selbst die Anzahl der unter den Fahnen stehenden Mannschaften — ungerechnet die Einjährig-Freiwilligen — vom 1. April 1887 an 468409 Mann, also etwa 41000 Mann mehr



als bisher betragen, und diese Vermehrung auf die Zeit von 7 Jahren bewilligt werden, was man auf lateinisch „Septennat“ heißt.“)

Der Kaiser selbst trat für den Gesetzesentwurf ein. Als er nämlich, wie üblich, die erwählten Vorkämpfer des Reichstages am 29. November in seinem Palaste empfing, da erklärte er ausdrücklich die Vermehrung des Heeresbestandes für unbedingt notwendig, da Deutschland in dieser Beziehung von den Nachbarmächten bereits überflügelt sei. Und als am 3. Dezember die Beratung im Reichstage begann, da leitete der Kriegsminister Bronsart von Schellendorf dieselbe durch eine die Lage klar auseinandersetzen- de Rede ein. Er führte aus, wie leicht Deutschland trotz seiner Friedensliebe in einen Krieg verwickelt werden könne. Frankreich z. B. habe bereits, trotz geringerer Bevölkerung, eine größere Truppenzahl beständig unter den Fahnen als Deutschland, und stehe eben wieder im Begriffe, dieselbe zu vermehren. Das Siebenjahr aber sei das äußerste Zugeständnis der Regierung, die grundsätzlich an der immerdauernden Feststellung der Friedens-



Der große Schweiger, Feldmarschall Moltke, thut im Reichstage einmal den Mund auf.

stärke festhalte. Am folgenden Tage, den 4. Dezember, geschah, was selten vorkommt: der große Schweiger, der Feldmarschall Moltke, that im Reichstage einmal den Mund auf, und alle, auch die erbittertsten Gegner der Vorlage, tauschten gespannt. Er sagte, die kaum noch erträglichen Rüstungen der Großmächte drängten zu einer Entscheidung. Die Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens fehle so lange, als Frankreich zwei deutsche Lande (Elsass-Lothringen) mit Ungestüm zurückverlange, die wir zu behalten entschlossen seien. Die Einführung einer zweijährigen Dienstzeit sei mehr als bedenklich, und das vom Abgeordneten Eugen Richter ausgesprochene Verlangen danach zeige eine arge Verkennung der Verhältnisse; unsere ganze erprobte Heereseinrichtung

\*) Wieder ein neues Fremdwort, vom hohen Hause in unser armes Volk hineingeschleudert, wie die „Lex Huene“ und andere! Freilich, vielbeschäftigten Herren in der Hitze des Redekampfs darf man etwas zugut halten. Der Hinkende aber findet, obgleich auch nicht müßig, gottlob noch Zeit, an seinem Teile auf Würde und Reinheit un'erer edlen Sprache zu achten. Er nimmt der Deutlichkeit wegen das ihm aufstößige Wort auch einmal in den Mund, macht aber sofort einen bescheidenen Vorschlag, es zu ersetzen. Wie „Einarm“ nicht einen Arm, sondern einen Menschen mit nur einem Arme bedeutet, „Zweirad“ einen Fahrstuhl mit 2 Rädern, „Dreifuß“ keinen Fuß, sondern einen Sitz mit 3 Stühlen, „Vierblatt“ einen Kleestengel mit 4 Blättern, so kann man, meint der Hinkende, statt „Septennat“ recht gut „Siebenjahr“ sagen — der geneigte Leser versuch's nur einmal. Nicht wahr? So geht's, man versteh't's.

würde dadurch über den Haufen geworfen; auf der Vorzüglichkeit derselben aber beruhe unsere ganze Sicherheit, und die Gegner der Vorlage übernahmen eine sehr erste Verantwortlichkeit für das Glend, welches die Folge der Ablehnung sein könne.

Das waren doch wahrlich drei eindringliche und sehr beachtenswerte Stimmen für den Gesetzesentwurf! Der Hinkende ist nicht Soldat gewesen, obwohl er einen kriegerisch aussehenden Stelzfuß hat, gerade deshalb bescheidet er sich in vielen rein sachlichen Fragen des Heereswesens gern und meint, Leute wie der Kriegsminister und Moltke müssen es besser verstehen. Und seinem alten ehrwürdigen Kaiser gar, dem Gründer des neuen Deutschen Reiches, glaubt er aufs Wort. Gottlob! noch viele Millionen denken ebenso. Aber siehe da! im Reichstag saßen andere Leute, und wie gewöhnlich traten als ihre Wortführer die beiden Hauptnörgeler auf: der kleine Windthorst, welcher dem Riesen Bismarck so gerne in die Ferse stäche und einen Stein nach dem andern zwischen die Fische wälzt, und der große Eugen Richter, der einer unverbürgten Sage zufolge als erstes Wort nicht wie andere Kinder Papa oder Mama gesprochen hat, sondern Na — na und immer deutlicher und mit boshaftem Vergnügen Nein! Nein!

Spaß beiseite! Die Sache ist leider zu ernst dazu. Es sind zwei sehr begabte und grundgescheite Männer, und der Schaden, den sie anrichten, deshalb um so größer.

Die Forderung der Regierung ganz einfach zurückzuweisen, das wagten denn doch sogar sie selber nicht. Aber sie suchten zu feilschen und zu handeln, um die Macht des Kaisers zu mindern und den Einfluß ihrer eigenen Parteien zu mehren. Windthorst wollte sich allenfalls gnädig zu einer dreijährigen Bewilligung herbeilassen, schon um, vielleicht nicht ganz unansehnlich, sagen zu können: „Wir haben der Regierung jeden Mann und jeden Groschen bewilligt!“ Richter aber verlangte unverblümt die jährliche Feststellung der Friedensstärke. So sollte das feste Bollwerk unserer innern und äußern Sicherheit von den schwankenden Parteiverhältnissen abhängig gemacht und das kaiserliche Heer allgemach in ein Parlamentsheer verwandelt werden!

In Paris wäre eine solche Vorlage von der Volksvertretung wahrscheinlich ohne weitere Verhandlungen sofort durch jubelnden Zuruf angenommen worden; in Berlin verwies man sie, so große Eile auch geboten war, zur Vorberatung an einen Ausschuß von 28 Mitgliedern. Nur immer gründlich! und wenn der Feind vor den Thoren steht.

In den vier Sitzungen dieses Ausschusses geschah alles mögliche, um die Sache recht in die Länge zu ziehen. Besonders machten Richter und Bamberger die tollsten Sprünge und Wendungen und wollten alles besser verstehen als die Sachkundigen, obgleich unseres Wissens keiner dieser beiden Helden als Soldat gedient hat. Zum Schlusse verstieg sich der edle Eugen gar zu einer Prophezeiung: die Regierung werde durch eine Auflösung des Reichstags ihre Lage nicht verbessern.

Am 11. Januar endlich fand im Reichstage selbst die 2. Lesung der Vorlage statt. Diese Sitzung wird für immer eine denkwürdige bleiben durch die gewaltige Rede des Fürsten Bismarck, in welcher er mit bekannter verblüffender Offenheit ein klares Bild der Gesamtlage Europas vor den staunenden Blicken der Versammlung entrollte. Als eine Dummheit geradezu bezeichnete er den Versuch der gegnerischen Presse, Deutsch-



land Bulgariens wegen in einen Krieg mit Rußland zu ziehen. Damit hatte er nicht nur den gewissenlosen Hegern selbst den Standpunkt klar gemacht, sondern zugleich all den guten Leuten und schlechten Musikanten, die, mehr gefühlvoll als kaltblütig, für unsern Landsmann, den ritterlichen Battenberger, ehrlich schwärmten. Zu Frankreich übergehend, ließ er dessen Bewohnern in Beziehung auf Begabung und Tapferkeit alle Gerechtigkeit widerfahren und erklärte, sie würden uns ohne Zweifel in dem Augenblicke angreifen, in welchem sie ihrer Überlegenheit sicher zu sein glaubten. Gegen den dann entbrennenden Krieg aber würde der von 1870 ein bloßes Kinderpiel sein.

Solche Rede aus solchem Munde hätte in jeder andern Volksvertretung entscheidend gewirkt: die Mehrheit unseres Reichstags aber, aus den Deutschfreisinnigen, der Volkspartei, dem Centrum oder den Schwarzen, den Polen und einigen Welfen bestehend, ließ sich auch durch sie nicht von ihrem verkehrten Wege abbringen, sondern gab der erstaunten Welt das uns beschämende Schauspiel verbissenen Hasses und hochmütiger Kurzsichtigkeit. In der entscheidenden Abstimmung am 11. Januar wurde das Siebenjahr abgelehnt. Man wollte der Regierung die verlangten 468409 Mann zwar bewilligen, aber nur auf drei Jahre. Der Hinkende maß sich nicht an, zu sagen, mit welchen Gedanken und Empfindungen Bismarck dieses Ergebnis angehört hat; der Ausdruck würde auch wahrscheinlich nicht ganz „parlamentarisch“ sein. Unerwartet kam's dem eisernen Kanzler natürlich nicht. Er hatte schon vorzeitig eine gewisse Mappe mitgebracht, die öffnete er jetzt sofort, erhob sich in seiner ganzen Größe und verkündigte dem hohen Hause eine kaiserliche Botschaft, durch welche der Reichstag aufgelöst wurde.

Der deutsche Michel ist gutmütig und geduldig, ja sogar ein wenig harmlos und schwerfällig. Aber wenn er einmal warm wird, dann hat's geschellt! Dann mögen die Feinde und auch die falschen Freunde zu ihren Knochen sehen! Und diesmal war sein ehrliches Blut gründlich in Wallung geraten. Mit steigender Entrüstung hatte er das Treiben der Reichstagsmehrheit angesehen, und alsbald nach der Auflösung regte sich in allen Gauen, an allen Orten, in Stadt und Land eine gewaltige herzerfrischende Gärung. Zwei sonst durchaus nicht einig Parteien, denen der Hinkende ihre irdende Bezeichnung ihrer deutschen Gesinnung wegen verzeihen muß, nämlich die Konservativen und die National Liberalen, schlossen einen Wahlbund gegenüber den Schwarzen und Roten; zwei altbewährte Führer der National Liberalen, Miquel, der Oberbürgermeister von Frankfurt, und Bennigsen, der Landesdirektor von Hannover, die sich großend seit Jahren vom Reichstage ferngehalten, traten wieder als Vorkämpfer und Bewerber um einen Sitz auf; allenthalben entbrannte der heiße Kampf, der am 21. Februar

die gute Sache zu glänzendem Siege führte. Denn das Ergebnis der Neuwahlen an jenem Tage war: 80 Konservative (3 mehr als vorher), 38 Freikonservative (10 mehr), 103 Nationalliberale, die Wilden eingeschlossen (Verdoppelung), 32 Deutschfreisinnige (35 weniger als vorher! o armer Prophet Eugen! Bismarck ist wieder einmal früher aufgestanden, gelt?), 99 Schwarze, 11 Sozialdemokraten (17 weniger als vorher! wenn die behörten Arbeiter noch nicht zur Bestimmung kommen, so raffen sich dagegen die verständigen Bürger auf), 4 Welfen, 15 Elsäßer, 13 Polen und 1 Däne. So standen 221 Mitglieder der vereinigten reichstreuen Parteien einer Minderheit von 175 Abgeordneten gegenüber. Am 3. März wurde der neue Reichstag eröffnet. Er sühnte gewissermaßen die Schuld des alten, denn er nahm nach kurzen Beratungen am 11. März die Siebenjahrsvorlage endgültig mit 227 gegen 31 Stimmen an. Auch 8 Mitglieder des Centrums erklärten sich dafür; alle übrigen Mitglieder dieser Partei aber enthielten sich der Abstimmung.

Im entscheidenden Augenblicke mut- und ratlos verstummen, nachdem man früher das Maul nicht voll genug hat nehmen können, das sieht einem Armutszugnis verwünscht ähnlich, das man sich selber ausstellt. Woher diese plötzliche Umwandlung? dieses unerwartete Schweigen?

Antwort: Bismarck war auch früher aufgestanden als der schlaue Welfe Windthorst und hatte gegen den mit List und Lug aufgetürmten Wall des Centrums, der bei vielen tausend widern deutschen Katholiken den heiligen Strom der Vaterlandsliebe nur zu lange schon dämmert und einengt, endlich das schwerste Geschütz ins Feuer geführt, das Ansehen des Heiligen Vaters selbst! Das war wieder einmal ein Kühner, die Welt überraschender Meistertzug!

Rom thut nichts umsonst; wir müssen das Pulver bezahlen. Vielleicht teuer, davon später. Aber sollten nicht auch aus einem tiefern Grunde zwei weise, weitschauende Männer, so verschieden sie auch sonst im Glauben und Denken sein mögen, zu einem bestimmten Zwecke nicht nur vorübergehend, sondern sogar dauernd einträchtig zusammenwirken können?

Der Zweck wäre in diesem Falle die Erhaltung der jetzigen gesellschaftlichen Ordnung gegenüber den wüsten Angriffen der Umsturzpartei.

Der jüngst in Zürich verstorbene Schriftsteller Johannes Scherr, den niemand für königlich preussisch gesinnt halten wird, hat einmal in seiner derben und packenden Weise den nahen Sieg der Sozialdemokraten als unvermeidlich hingestellt. Aber ehrlich fügt er hinzu, eines könne denselben vielleicht noch aufhalten oder verzhüten, wofern es in seiner jetzigen Tüchtigkeit erhalten bleibe, nämlich das preussische oder sagen wir das deutsche Heer. Sonst nichts, sonst rein gar nichts auf der Welt!

Das hört der Hinkende gern. Könnte nicht auch ein so kluger und weitblickender Herr, wie der jetzige Papst



Er hatte schon vorzeitig eine gewisse Mappe mitgebracht.



Leo XIII. ist, in einem mächtigen Deutschen Reiche einen willkommenen Bundesgenossen gegen die von allen Seiten, und nicht am wenigsten in den rein katholischen Ländern, immer wilder drohenden Feinde des Staates und der Kirche sehen, denen nichts heilig ist? Sollte er diese Stütze untergraben lassen von Windthorst, bloß um am Ende in Hannover ein Welfenthronlein wieder aufgerichtet zu sehen? Bringt die arglistige Verquickung der Religion mit Preußenhaß der erstern nicht auf die Dauer mehr Schaden als Nutzen? Soll man noch länger Breßkaplänen großziehen, die sich Klüger dünken als Bischöfe und Papsi? Oder offen die Friedenshand des ehrwürdigen Kaisers ergreifen, der ein Herz für alle seine Unterthanen, auch für die frommen Katholiken hat? — Merk wohl, geneigter Leser: der Hinkende ist mit seinem Stelzfuße nie über die Alpen gekommen, hat nie die Ehre eines Blauserstündchens mit Seiner Heiligkeit gehabt. Aber er hat eine gewisse Schwäche für den hohen Herrn mit den feinen Gesichtszügen, der in seinen Muskelunden so hübsche lateinische Gedichte macht. Das ist jedenfalls besser als Bannbullen schmieden. Und so traut er ihm, hoffentlich nicht mit Unrecht, einige friedliche und freundliche Gefinnungen zu.

Genug, der Papsi fand sich bewogen, durch seinen Staatssekretär Jacobini drei Schreiben an seinen Nuntius di Pietro in München richten zu lassen. In den ersten beiden, vom 1. und 3. Januar, wird der dringende Wunsch ausgesprochen, daß das Centrum die Siebenjahrsvorlage in jeder möglichen Weise begünstige, das werde dem Heiligen Vater eine große Freude bereiten und für die Sache der Katholiken sehr vorteilhaft sein. In dem dritten Schreiben vom 21. Januar wird, kurz gesagt, die Haltung des Centrums in der Siebenjahrfrage stark gemißbilligt. Warum dies alles nicht von noch größerer Wirkung gewesen, nicht zeitiger zur allgemeinen Kenntnis gekommen ist, welche Rolle Freiherr von Franckenstein dabei gespielt, wie Windthorst sich auf dem Parteitage zu Köln gedreht und gewunden hat — dies und anderes mehr will der Hinkende hier nicht weiter erörtern, aus Höflichkeit und einstweilen zufrieden mit dem Wiederhall, den die päpstliche Mahnung im unverdorbenen deutschen Herzen vieler gutkatholischen Wähler gefunden hat. Hoffentlich kommt's noch besser. Denn auf die Dauer kann kein frommer Katholik zweifelhaft sein, wenn er folgen soll, dem verschlagenen Welfen und seinem Stabe von giftgeschwollenen Hetzkaplänern, oder dem erhabenen Oberhaupt der Kirche selbst.

Einen glänzenden Sieg jedenfalls hat, am 21. Februar, das Deutschland über das Welfentum, die Reichstreue über die Reichsfeindlichkeit errungen, das brachte Freude und Beruhigung in manche Brust, auch außerhalb unseres Vaterlandes. Aber den Rothosen jenseits der Vogesen paßte es nicht.

Sie hatten bereits im Elsaß und in Baden eine schwere

Last von Brettern und Balken aufgestaut, um längs der Grenze Baracken für ihre Kriegstruppen zu bauen, und in Spanien eine Menge Ziegen, Hammel und Maulesel zusammengebracht, als Lasttiere oder zum Verzehren im nahen Kriege — jetzt mögen sie das überflüssige Holz zerhacken und einen dünnen Kaffee dabei kochen, der nicht weiter aufregt, oder das arme Vieh dabei braten, obgleich ihrer viele sich vor Hammel- und Gelfleisch eigentlich inacht nehmen sollten. Nicht alle! Es giebt auch noch verständige Franzosen, und der Hinkende ist selbst im gerechten Eifer der letzte, ein hochbegabtes Volk in Bausch und Bogen zu verdammen. Doch genug von Krieg und Sieg — wenden wir zur Abwechslung den Blick auf zwei herrliche Friedensfeste hin.

„Unser Leben währt siebenzig Jahre und wenn's hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es tößlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen,“ sagt die Heilige Schrift. Wie hoch hat es dann, als seltene Ausnahme, Kaiser Wilhelm gebracht, wie tößlich ist sein Leben, das jetzt schon neunzig Jahre zählt, darunter achtzig „im Dienst“, die Kriegsjahre nicht einmal doppelt gerechnet!



Jetzt mögen sie das überflüssige Holz zerhacken und einen dünnen Kaffee dabei kochen.

Bei der letzten großen Heeresschau im Elsaß kam eine alte Bäuerin in die Nähe des greisen Felden, und mit gewohnter Leutseligkeit richtete er das Wort an sie. Unverzag gab das Großmütterle Bescheid, wobei sie treuherzig den Kaiser „du“ nannte, und darauf fragte sie: „Wie alt bist denn du?“ Als sie hörte: „Im neunzigsten,“ da schlug sie die Hände zusammen und rief kopfschüttelnd: „O lieber Gott! und mußt noch immer Soldat sein?“ — Ja, am

1. Januar 1887 hat Kaiser Wilhelm sein achtzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert. Die kommandierenden Generale sämtlicher deutschen Armeecorps hatten sich dazu in Berlin eingefunden und brachten, mit dem Kronprinzen an ihrer Spitze, ihre Glückwünsche dar. Der Kaiser dankte tiefbewegt allen, besonders seinem alten Feldmarschall Moltke „für seine unvergleichlichen Dienste“, berührte den Gegensatz der trüben Zeit seines Eintritts ins Heer und der spätern glänzenden Lage und sprach mit unverlegter Lebenskraft die Hoffnung aus, so es Gott gefalle, die Anwesenheit am 1. Januar 1888 wohl und munter wiederzusehen.

Das hat den Hinkenden besonders gerührt. Seine eigenen Gedanken bei diesem Feste aber kann er nicht besser ausdrücken, als es bereits in dem folgenden kurzen Gedichte geschehen ist:

Schon achtzig Jahre trägt den Degen  
Held Wilhelm heut im Dienst der Pflicht;  
Nicht bloß als Zier: im Kugelregen  
• Hat oft geblitzt sein scharfes Licht.  
Ward besser je ein Schwert geschwungen?  
Ist jemals heller eins erklungen?  
Was diesem, Gott sei Dank! gelungen,  
Verhallt, so lang die Welt steht, nicht!



Doch lieber heißen als verwunden  
 Mag unser sieggekrönter Held;  
 Er ist, wie Freund und Feind bekunden,  
 Ein Hort des Friedens für die Welt.  
 Gott segne dich, du milder, weiser,  
 Du frommer, lieber Friedenskaiser,  
 Der höher stets, als Lorbeerreifer,  
 Den Ölweig und die Palme stellt.

Noch großartiger gestaltete sich die neunzigste Geburtstagsfeier. Nicht weniger als 5 Mitglieder regierender Fürstenthümer waren dabei in Berlin anwesend — wenn's nach dem Hinfenden gegangen wär', er hätte ihrer noch 5 mehr zusammengetrommelt, für jedes Jahr eines. Aber 85 ist auch schon eine hübsche Zahl, und noch viel größer ist die der Drahtglückwünsche, nämlich 1648, welche dem Kaiser an diesem Tage aus Europa und den umliegenden Districten, z. B. Asien, Afrika, Amerika und Australien zugegangen sind. Und schier unzählbar sind die nicht bis zu ihm gedrungenen Glück- und Segenswünsche, die allerwärts am 22. März bei frohem Lufch und Gläserklang ausgebracht oder in stillen Geflüstert und gedacht worden (denn nicht alle können mitfeiern, die gerne möchten), nicht nur in unserm weiten Vaterlande, sondern draußen, auf dem Meere, am fernsten Strande, wo nur Deutsche weilen und wohnen. Wie auf einen ins Abendrot ragenden Turm schauen Millionen und abermals Millionen mit Bewunderung, Liebe, Stolz und Wehmut auf unsern erhabenen Kaiser hin. Haben nicht sogar gute Republikaner, die Bürger der Stadt Shipley in Florida, unserm Kaiser zu Ehren schon im Februar 1887 einen Eichenbaum gepflanzt? „Mitbürger!“ sprach der Festredner Fernow, „es ist ein bedeutungsvoller Tag, wenn die Bürger einer Republik sich gedrungen fühlen, einem Monarchen ein Denkmal zu setzen! Mögen auch unsere Anschauungen von Staatssystemen verschiedene sein, so sollen wir doch die vollste Hochachtung und bewundernde Anerkennung dem Manne, der so großartig, so vollkommen und treu, und während eines so langen thätigen Lebens seine Pflicht gethan — der ein weiser Regent ist, ein Vater seines Volks, ein Held der Menschlichkeit! Möge dieser Baum grünen über vielen Geschlechtern und ihnen Zeugnis geben von dem so segensvollen und menschlich großen Leben dieses großen Königs!“

So etwas hört der Hinfende gern. Selbst aus Frankreich waren zum 22. März — man

staune! — Drahtglückwünsche gekommen, ihrer sieben, freilich eine böse Zahl. Nun, die französische Regierung hatte sich schon vorher niedlich zu machen gesucht, indem sie den Erbauer des Suezkanals, den jugendfrischen Greis Herrn von Lesseps, nach Berlin sandte. Angeblich sollte er nur dem französischen Botschafter daselbst, Herbette, das Großkreuz der Ehrenlegion überbringen — das wär' auch durch die Post gegangen — in Wirklichkeit aber daneben auch wieder ein besseres Verhältnis mit der preussischen Regierung anbahnen. Der vielgewandte Herr that sein bestes und wurde auch bei Hofe und beim Reichskanzler so freundlich aufgenommen, daß er sich nach seiner Rückkehr ganz entzückt darüber aussprach. Er habe, so sagte er seinen Landsleuten, die Ueberzeugung gewonnen, daß man auf deutscher Seite den Krieg nicht wolle, und daß nach der ganzen Sachlage Deutschland und Frankreich natürliche Freunde seien.



Arm in Arm könnten sie ihr Jahrhundert in die Schranken fordern.

Aber was hilft ein solch einzelnes verständiges Wort? Deroulede mit seiner Patriotenliga lebt noch und läßt es an den unverschämtesten Heterereien und Verunglimpfungeu Deutschlands nicht fehlen; die Spionerie greift ans Lächerliche — werden wir aber einmal eines erwiesenen Kundschafters unserer Nachbarn habhaft, so schreien dieselben alsbald Zetermordio und finden bei den schadenfrohen Russen Wiederhall, wie sich jüngst bei dem Männlein mit dem echt französischen Namen Schnäbele gezeigt. Nun, Bismarck hat ihn in hochherziger Weise springen lassen, den aufgeregten Franzosen aber einen Brief dabei geschrieben, der bei aller Höflichkeit an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Leider wirft die Patriotenliga ihre Neze auch in Elsfah-Lothringen aus. Mehrere Bewohner dieser deutschen Grenzmark mußten vor dem Reichsgericht des Landesverrats angeklagt werden, und ihrer vier, Köchlin, Blech, Schiffmacher und Trapp, sind am 18. Juni zu 1—2 Jahren Festung verurteilt worden. Viel Gutes haben wir von den Franzosen noch auf lange Zeit nicht zu erwarten. Deshalb richtet der Hinfende an alle seine Landsleute, zumal an die tapfere Jugend, die altbewährte Mahnung: „Salvet Gott vor Augen — und euer Pulver trocken!“



König Ludwig auf dem Paradebett.

Ein hocherfreuliches Ereignis des abgelaufenen Jahres ist die herzliche Annäherung der beiden größten deutschen Staaten, Preußens und Bayerns.

Am 13. Juni 1886 fand der einst körperlich und geistig hochbegabte König Ludwig II. von Bayern, von Geistesnacht umfangen, im Starnberger See einen jähen Tod. Bei seiner Bestattung zeigte sich so recht die tiefe und innige Teilnahme seines treuen Volks. Von Schloß Berg ward die Leiche am 19. Juni nach



München übergeführt und dort unter dem Geläut aller Glocken und 101 Kanonenschüssen in feierlichem Zuge von der Hofkappelle nach der Michaeliskirche gebracht, um dann nach der durch Bischof Steichele erfolgten Einsegnung in die Gruft gesenkt zu werden. Das war der erschütternde Abschluß eines großartigen Trauerspiels.

Aber der Trost blieb nicht aus. Soldaten pflegen einen verstorbenen Kameraden zwar unter den ernstesten Klängen eines Trauermarsches und bei gedämpftem Trommelklang zu Grabe zu bringen, dann jedoch mit fröhlich schmetternder Musik vom Ruheplatz der Toten ins Reich der Lebenden zurückzuführen. Diese Art und Weise hat was für sich, denn das Leben behält recht. Auch für Bayern brach nach langer trüber Zeit eine bessere an. König zwar war nun dem Namen nach Otto, der gleichfalls geisteskranke Bruder Ludwigs geworden, aber für ihn übernahm die Regentschaft sein tüchtiger Onkel, Prinz Luitpold. Dieser wadere Herr legte alsbald die heilende und bessernde Hand an verschiedene schlimme Schäden. König Ludwig war seit Jahren zum Leidwesen aller guten Deutschen jedem Zusammenreffen mit Kaiser Wilhelm in krankhafter Ehen ausgewichen. Prinz Luitpold benutzte die erste Gelegenheit dazu. Auf seine freundliche Bitte hin fuhr der Kaiser auf seiner gewohnten Reise nach Gastein, diesmal nicht ohne Aufenthalt an München vorbei, sondern hielt auf dem dortigen Bahnhofe einige Stunden Rast und wurde daselbst vom Prinzregenten und sämtlichen anwesenden Mitgliedern des königlich bayerischen Hauses aufs herzlichste begrüßt. Vom 7.—10. Dezember machte dann Prinz Luitpold einen Besuch in Berlin. Der Kaiser begrüßte schon am Bahnhofe persönlich seinen hohen Gast und brachte zu Ehren desselben beim Festmahle einen Trinkspruch aus, worin er sagte, er hoffe, daß dieser Tag den Bund zwischen Bayern und Preußen noch fester kiten und daß der Prinzregent jetzt und auf ewig sein treuer Freund bleiben werde. Das alles hat den Hinkenden ebenso gefreut, wie gewisse andere Leute geärgert.

Prinz Luitpold bereist auch sein schönes Land und giebt dem treuen Volke endlich wieder die willkommene Gelegenheit, den verehrten Herrscher zu sehen und zu sprechen. Noch in mancher andern Beziehung hat er sich als nüchternen, weiser und frommer Herr gezeigt, der bei aller Milde weiß, was er will. Gott erhalt' ihn!

In Gastein trafen sich Anfangs August wieder die befreundeten Kaiser von Deutschland und von Oesterreich; anwesend waren auch die österreichische Kaiserin und Prinz Wilhelm von Preußen; ferner Bismarck und Kalnoky. Ein gutes Zeichen für das Einvernehmen beider Reiche und für die Erhaltung des Friedens. Auf seiner Rückreise hatte Bismarck zu Franzensbad in Böhmen auch eine Zusammenkunft mit dem russischen Minister des Auswärtigen von Giers. Da muß wohl eine besonders wichtige und geheime Angelegenheit besprochen worden sein, meint der Hinkende,

denn — auch die Gemahlinnen der beiden Staatsmänner waren dabei.

Kaiser Wilhelm begab sich nach seiner Rückkehr von Gastein im September zunächst nach Baden-Baden und von da zu den Kaisermanövern bei Straßburg; sein Onkel Prinz Wilhelm dagegen machte einen Abstecher nach Brest-Litowsk zum Besuch des russischen Kaisers, der sich gerade dort aufhielt, und wurde vortrefflich aufgenommen, versteht sich. Von dort begab er sich am 12. September auch nach Straßburg, um den wahrhaft großartigen Festlichkeiten und Ehrenbezeugungen beizuwohnen, mit welchen der Kaiser seitens der Stadt Straßburg und anderer Orte des schönen Reichslandes erfreut wurde. Wenn der Hinkende sich dieser herzerfreuenden Kundgebungen erinnert, so kann er demgegenüber den Ausfall der Reichstagswahlen in Elsaß-Lothringen am 21. Februar kaum begreifen. Nicht ein einziger deutschgesinnter Mann ist da gewählt worden, sondern 15 Protestler, d. h. Französlinge, die von Kaiser und Reich nichts wissen wollen! Das war der Dank für die Güte, mit welcher der Kaiser den Städten



Prinzregent Luitpold in Berlin.

Straßburg und Metz eigene Gemeindevertretung mit einem Bürgermeister an der Spitze zurückgegeben hat; das der Dank für die Rücksicht und Begünstigung, welche die deutsche Regierung den Elsaß-Lothringern bisher in fast übertriebener Weise angedeihen ließ; das war die Antwort auf die eigentümliche Regierungsart des verstorbenen Statthalters von Manteuffel. Nun, man wird jetzt die Zügel etwas straffer anziehen, und Fürst Hohenlohe, der gegenwärtige Statthalter, ist der Mann dazu. Bereits sind die reichsfeindlichen Turn- u. Gesangsvereine und ähnliche Verbindungen aufgelöst und

der größte Schreier, der Tierarzt und Reichstagsabgeordnete Antoine, nebst einigen andern Wählern des Landes verwiesen worden. Den Gefinnungen Altdeutschlands unseren verwelkerten Brüdern gegenüber hat Heinrich Kruse in seinem schönen Gedichte „Wählet!“ in der „Straßburger Post“ beredten und kräftigen Ausdruck gegeben. Am Schlusse heißt es:

Eins aber merket euch! Wir sind nicht länger  
Der deutsche Michel, einst mit Recht verlacht,  
Vereinigt sind wir eng und immer enger,  
So halten wir an unserm Rhein die Wacht.  
Ein Michael mit dem Flammenschwert, ein strenger  
Schutzengel oder Rächer. Gebt wohl acht!  
Wir sind von brüderlichem Geist beselet;  
Ihr müßt uns lieben oder fürchten. Wählet!  
Der Hinkende will nun einen kurzen Blick auf die Thätigkeit der deutschen Volksvertretungen werfen und hat dabei auch noch ein wenig vom Reichstage nachzuholen.

Nachdem derselbe am 26. Juni seine Thätigkeit mit der einstimmigen Verwerfung des Branntweinmonopols geschlossen hatte, trat er am 16. Sep-



tember nochmals zu einer kurzen Tagung zusammen, um der Verlängerung des Handelsvertrags mit Spanien bis zum Jahre 1892 seine Zustimmung zu geben. Das ging einmal glatt ab, und bereits am 20. September konnte die deutsche Reichsde wieder geschlossen werden. Die Verhandlungen und die Abstimmung über die Militärvorlage nach der Wiedereröffnung am 25. November hat der Hinkende schon oben gebührend gekennzeichnet, erwähnen will er hier nur noch, daß gleich die erste Sitzung wieder einmal nicht beschlußfähig war. So etwas sollte wahrlich nicht vorkommen.

Am 13. Dezember kam der Antrag von Reichensperger und Genossen über das Duellwesen zur Verhandlung. Mit diesem traurigen Überreste des Mittelalters sollte von den verbündeten Regierungen gründlich aufgeräumt und namentlich das sogenannte amerikanische Duell streng bestraft werden, mit Zuchthaus bis zu 5, beziehungsweise mit Gefängnis bis zu 3 Jahren. Dieser Antrag ist dem Hinkenden sehr zeitgemäß vorgekommen. Mag man auch die ungefährlichen Schlägerhauereien unter Studenten allenfalls hingehen lassen, obgleich manch hübsches und glattes Gesicht dadurch dauernd gezeichnet und entstellt wird: Pistolenwettkämpfe dagegen, aus fast stets geringfügigen Ursachen hervorgehend, sind auch in diesen Kreisen verwerflich. Die jungen Leute, die ihren Eltern so viel Sorgen, Mühe und Kosten gemacht haben und nun die Freude, oft die Stütze derselben im Alter sein sollen, handeln höchst undankbar und frevelhaft, wenn sie aus falschem Ehrgefühl Gesundheit und Leben so leichtsinnig und mutwillig aufs Spiel setzen. Und geradezu abscheulich ist es, wenn gar zwischen zweien darnin gelost wird, wer sich in einer bestimmten Frist ums Leben zu bringen habe. Das nennt man bekanntlich ein „amerikanisches Duell“, obgleich es weder Erfindung noch Unsitte der nächsternen Amerikaner sein soll. Auch bei uns mag es seltener vorkommen, als man meint. Denn in manchem von den Blättern so bezeichneten Falle liegt vielleicht nackter Selbstmord vor, dessen wirkliche Gründe durch diesen immer noch ein wenig schönen Namen verdeckt werden sollen.

Der Antrag ging an einen Ausschuß zur Vorberatung. Der deutschfreisinnige Abgeordnete Niefert, der doch stets so thut, als habe er die Sorge für das Volkswohl in Erbpacht, brachte es am 17. Dezember fertig, die Bewilligung einer Unterstützung für den segensreichen Deutschen Fischereiverein und die Hochseefischerei zu bekämpfen, zum Glück ohne Erfolg. Sollen wir uns die besten Fische von Engländern und Holländern vor der Nase wegfahren lassen? Sollen wir nicht vielmehr unsere eintütigen Strandbewohner in den Stand setzen, den Wettbewerb wieder kräftiger aufzunehmen? Je mehr unsere Volkszahl anschwillt, desto mehr Ursache haben wir, jede Nahrungsquelle eifrig auszunutzen. Die See ist ein unermeßliches Erntefeld und hat noch reichliche Speise für manch hungrigen Magen. Mögen die Schätze der großen Tiefe immer breiteren Volksschichten auch im Binnenlande zugeführt werden! Wozu laufen die vielen Bahnzüge so schnell? Frische Fische, gute Fische!

Ein Antrag der Deutschfreisinnigen, die Kosten der erhöhten Heeresstärke durch eine Reichsteuer auf die höhern Einkommen zu decken, wurde durch einfachen Übergang zur Tagesordnung beseitigt. Ob er überhaupt ernst gemeint war? Er mochte geeignet sein, bei Wahlreden dem sogenannten „armen Manne“ Sand in die Augen zu streuen, aber seine Ausführung

hätte Verwirrung in die ganze Steuerfrage gebracht. — Mit Freuden ist die Mitteilung der Regierung in der Sitzung vom 10. März zu begrüßen, daß die für Erforschung von Centralafrika bestimmten 150 000 Mark auf Kamerun verwendet werden sollen. Nicht minder erfreulich war die endliche Bewilligung der Unteroffizierschule zu Neubreitsach in der Sitzung vom 21. März. Hoffentlich gewinnen wir dadurch mit der Zeit eine stattliche Zahl der kriegstüchtigen Elsäßer für den kaiserlichen Dienst. — In der letzten Sitzung vor Ostern, am 28. März, wurde der Reichshaushaltsetat in dritter Beratung glatt angenommen. Darauf vertagte sich der Reichstag bis zum 19. April. Als er wieder zusammentrat, fand er eine harte Nuß zu knacken: einen Nachtragsetat, in welchem einige hundert Millionen Mark zur Verstärkung der Wehrkraft des Reiches gefordert wurden. Das ist viel, aber wer A sagt, muß auch B sagen. Und nur 14 Tage die Franzosen im Lande kostete noch viel mehr, denn die verstehen, wie Bismarck sagt, das saigner en blanc, das Überlassen bis zum Weißwerden. Um die Einnahmen des Reichs zu erhöhen, wurde ein Gesetzesvorschlag über Besteuerung des Brantweins eingebracht und eifrig beraten. Vom 25. Mai bis 7. Juni machte dann der Reichstag Pfingstferien. Am 17. Juni wurde die Brantweinsteuer vorlage und am 18. Juni das Zuckerversteuergesetz in dritter Lesung angenommen und darauf der Reichstag geschlossen. Er hatte durch seine treue und fleißige Arbeit den Dank und die Anerkennung wohl verdient, welche der Kaiser ihm durch den Staatssekretär von Bötticher aussprechen ließ.

#### Der preussische Landtag

wurde in Berlin am 15. Januar im Weißen Saale des königlichen Schlosses eröffnet. Am folgenden Tage empfing der Kaiser die Vorsitzenden und gab dabei seinem Schmerze über die Abstimmung des aufgelösten Reichstags in der Siebenjahresfrage Ausdruck. Am 17. Januar sprach darauf das Herrenhaus in einer Zuschrift an den Kaiser die Zuversicht aus, das preussische Volk werde zu jedem Opfer bereit sein, um sein Heer dauernd in dem zur Sicherung des Vaterlandes notwendigen Stande zu erhalten. Gottlob! diese Hoffnung wurde bei den Neuwahlen nicht getäuscht.

Am 22. Februar ging dem Herrenhause die hochwichtige neue kirchenpolitische Vorlage zu. Der Staat kommt dadurch der römisch-katholischen Kirche wieder bedeutend entgegen. Namentlich können diejenigen geistlichen Orden wieder in Preußen zugelassen werden, welche sich der Aushilfe in der Seelsorge oder der Übung der christlichen Nächstenliebe widmen, oder deren Mitglieder ein beschauliches Leben führen. Dr. Kopp, der kluge Bischof von Fulda, suchte noch mehr für Rom herauszuschlagen. Am 24. März wurde die Vorlage mit einigen Abänderungen betreffend die Orden sowie die Straflosigkeit des Messelesens und des Sakramentenspendens mit großer Mehrheit angenommen.

Auch der Hinkende liebt den Frieden und gönnt seinen katholischen Brüdern alles wahrhaft Gute; das bedarf kaum der Versicherung. Dennoch ist ihm bei diesen immer weiter gehenden Zugeständnissen nicht ganz wohl zu Mut.

Das Abgeordnetenhaus beschäftigte sich längere Zeit mit der Statsberatung. Am 24. Januar sprach sich Fürst Bismarck in einer höchst beachtenswerten Rede über die Befugnisse aus, welche die verbündeten Regierungen dem Reichsoberhaupt bei Abschluß des



Bundesvertrags überwiesen haben. Der Kaiser habe gar nicht das Recht, den Schutz des Reichs gegen auswärtige Feinde von dem Belieben einer wechselnden Reichstagsmehrheit abhängig zu machen. Die dauernde Feststellung der Heeresstärke sei der gesetzmäßige Zustand; auf diesen habe der Kaiser durch das Ueberkommen mit dem Reichstage über siebenjährige Bewilligung Verzicht geleistet. Darüber aber könne nicht hinausgegangen werden. Es sei eine Verleumdung der Regierung, wenn man ihr die Absicht unterschiebe, den Reichstag nur aufgelöst zu haben, um die Monopole durchzubringen und das allgemeine Wahlrecht abzuschaffen. Er halte sowohl Pressfreiheit wie Volksvertretung für durchaus notwendig; er sträube sich nur dagegen, daß die Volksvertretung in die vollziehende Gewalt eingreife.

Zu März genehmigte das Haus die Gesetzentwürfe über Herstellung neuer Eisenbahnen und über den weiteren Erwerb von Privatbahnen für den Staat, ferner die Kreis- und Provinzialordnung für die Rheinprovinz. Nach den Osterferien trat es am 19. April wieder zusammen, beschloß sich u. a. mit der

Teilung gewisser Kreise, besonders in Bosen und Westpreußen, und schloß seine heiligen Arbeiten am 14. Mai.

Der Bundesrath hat zweimal sparsam Kleingelagt. Am 2. Juli verweigerte er die gewünschte Beihilfe von 3 Millionen Mark für die Industrieausstellung, welche 1888 in Berlin stattfinden sollte. Da ein großer Teil der Gewerbetreibenden, namentlich in Sachsen, Thüringen und Baden, selbst gegen diese Ausstellung war, so kann der Einkende dem Bundesrate nicht unrecht geben. Am 17. März lehnte derselbe den Gesetzentwurf des Reichstags über Entschädigung für unschuldig erlittene Strafen ab, gab dabei aber dem Vertrauen Ausdruck, daß überall in den Einzelstaaten für diesen edlen Zweck werde Sorge getragen werden.

Leider haben die thüringischen Feinde des Bergmanns, die schlagenden Wetter, wieder ein großes Opfer gefordert, wie erst vor zwei Jahren auf der Grube Camphausen bei Saarbrücken. Am 7. Juni abends 10 Uhr fuhren auf der Bede Hibernia bei Gelsenkirchen etwa 60 wackere Bergleute ein, welche sich durch eine Ubersicht für den nahen Fronleichnamstag etwas mehr verdienen wollten. Ach, sie haben auf Erden nichts mehr nötig gehabt! Denn kurz nach Mitternacht entzündeten sich, wohl infolge eines Sprengschusses, die bösen Düfte, trachend wurden die Zimmerungen und Förderwagen zertrümmert und dadurch die Wetterzüge gestört; wer nicht verbrannte, erstickte in den Nachschwaden, und bald hatten 53 brave Männer endgültig Schicht gemacht. Nicht wahr? das sind auch Helden, so gut, wie tapfere Soldaten auf dem Schlachtfelde, diese mu-

tigen Bergleute, welche für Weib und Kind, ja für uns alle, denn Kohlen müssen wir haben, unverdrossen in die finstere Tiefe steigen und wenn das Geschick es will, dort in ihrem Berufe fallen.

Aber wir wollen den Blick wieder auf ein anderes Bild richten. Am 3. Juni legte Kaiser Wilhelm zu Holtenau an der Kieler Bucht den Grundstein zum Nordostseekanal. Dieses gewaltige Werk wird noch viel Zeit und Geld kosten, aber, so Gott will, dereinst seinen hohen Zweck vollständig erfüllen: die beiden deutschen Meere verbinden, dem Verkehr der Kriegs- und Handelsschiffe eine ausreichende Wasserstraße bieten, den weiten und gefährlichen Umweg durch die dänischen Gewässer ersparen, und im Kriege den Wert unserer Flotte verdoppeln. Der Anfang war deshalb einer großartigen Feier vollkommen würdig. Staatsminister Bötticher verlas die Gründungsurkunde; der bayerische Gesandte Graf Perckenfeld hatte die Ehre, Sr. Majestät mit einer kurzen Rede die Kelle zu überreichen, der Kaiser sprach darauf bei Ausführung der üblichen Hammerschläge mit lauter Stimme folgende Worte: „Zur Ehre Deutschlands, seinem fortschreitenden Wohle, seiner Macht, seiner Stärke!“

Dann hielt Hofprediger Kögel die fromme Weiherede, darauf stimmten alle: „Heil dir im Siegertrank!“ an, und darenin donnernten die Kanonen der 32 Kriegsschiffe, die zwischen Kiel und Holtenau ankerter. Die Frau Großherzogin von Baden war, um ihren kaiserlichen Vater zu überraschen, auch zum Feste herbeigeeilt.

Der Kanal wird von der Kieler Fördrde (Holt nau) über Kendsburg bis zur Mündung der Elbe (Brunsbüttel) 97 Kilometer lang und den Weg für die zwischen der Nord- und Ostsee verkehrenden Schiffe um zwei- bis vierhundert Seemeilen abkürzen.

**Die deutsche Kolonisation**

hat auch im vergangenen Jahre wieder erfreuliche Fortschritte gemacht, besonders in Ostafrika. Ein Unternehmungszug, von dem Arzte und Naturforscher Dr. Zühlke geführt, hat dort im September neue Gebiete und einen guten Hafen erworben, der, jetzt Hohenzollernhafen genannt, unsere erste größere Niederlassung an der Benadirküste werden soll. Auch an andern Orten der Ostküste ist die deutsche Flagge gehißt worden. Im November bildete sich die Deutsch-ostafrikanische Plantage-Gesellschaft, die bereits über eine Million Mark verfügen soll. Sie gedenkt etwa 25000 Hektar Land auszunutzen und zunächst Tabak anzubauen. Der Einkende hofft bald einmal sein Pfeisichen mit dem neuen Kraute stopfen zu können und wird dann sein sachkundiges Urteil darüber abgeben. — Leider hat der schwarze Erdbteil auch einige Opfer gefordert. So ist am 11. Oktober Lieutenant Günther durch Kentern des Boots an der Zubamündung ertrunken, und Ende desselben Monats der bekannte Kaufherr Lüderitz auf der wagehalsigen Fahrt in offenem Boote von der Mün-





ding des Dranjesluffes nach Angra Pequena; Dr. Zühlke aber am 1. Dezember von einem Eingeborenen aus Habucht ermordet worden. In der Südsee hat das deutsche Schutzgebiet ebenfalls einen Zuwachs erhalten, nämlich durch ein Abkommen mit England die drei größten, sehr fruchtbaren Salomons-Inseln nebst einer Anzahl kleinerer.

Der Hinkende spart sich gern einen guten Bissen bis zuletzt auf und wendet sich, ehe er Deutschland verläßt, noch zu seinem engeren Heimatlande

**Baden.**

Gott sei Dank! sein Fürstenhaus ist demselben in voller Gesundheit erhalten geblieben und auch der Erbgroßherzog von seiner schweren Erkrankung so gut wie genesen. Im Lande selbst aber herrscht wie bisher Friede, Freude, Wohlstand und Gedeihen, und steter Fortschritt im Guten und Schönen. Doch eins muß der Hinkende besonders hervorheben: das herrliche Jubelfest zu Heidelberg. Dort wurde

in den ersten acht Augusttagen das 500-jährige Bestehen der Karl-Luprechts-Universität überaus glänzend gefeiert. Nicht nur die „alten Herren“ strömten in hellen Haufen herbei, wieder jung geworden in Wehmut und Lust, sondern von allen Seiten, auch aus dem Auslande, sandten sich Abgesandte gelehrter Anstalten zur Beglückwünschung ein. Selbst Frankreich hat sich nicht ausgeschlossen und der Papst ein wertvolles Geschenk gesandt. In Vertretung des Kaisers war auch der deutsche Kronprinz erschienen und hielt eine gar vortreffliche Rede, die hoffentlich dauernd beherzigt wird. Mit diesem herrlichen Lichtbilde nimmt der Hinkende von seiner Heimat Abschied und wendet sich nach dem fernem

**Bulgarien.**

Als seiner Zeit der wackere Prinz Alexander von Battenberg zum Herrscher dieses Landes erwählt worden war, fragte er Bismarck um Rat: „Soll ich, oder soll ich nicht?“ und erhielt von dem weit in die Zukunft schauenden Staatsmanne den Bescheid: „Nehmen Sie nur an; es ist immer eine schöne Erinnerung, einmal regierender Fürst gewesen zu sein.“ Jetzt kam er über die Wahrheit dieser Worte nachdenken, und das ging so zu. Er wollte nicht bloß ein gefügiges Werkzeug in russischer Hand sein, sondern Bulgarien zu einem wirklich unabhängigen Staate erheben. Das konnte ihm Rußland nicht verzeihen. Es schickte also wieder einmal, trotz seiner ewigen Geldklemme, den Rubel heimlich auf Reisen, und leider ließ sich eine Anzahl Schurken dazu dingen, den rechtmäßigen Herrscher, dem sie Treue geschworen hatten, gewaltiam zu beseitigen.

In der Nacht vom 20. auf den 21. August um 2 Uhr zog ein Bataillon Empörer mit den verführten Jünglingen der Junkerschule zu Sofia, der bulgarischen Hauptstadt, gegen das Schloß heran, machte die Wache nieder und besetzte alle Zugänge. Fürst Alexander wurde durch einen Wortwechsel, der sich zwischen seinem Bruder und den eingedrungenen Verschworenen entspann,

aus dem Schlafe gewedt. Mit der Frage: „Was giebt es hier?“ trat er ihnen unerschrocken entgegen. Der Befehlshaber der Empörer, Gruew, forderte nun, angeblich im Namen des ganzen Heeres, den Fürsten zur Abdankung auf und wies dabei auf die vor dem Schlosse aufmarschierten Soldaten. Ueberrascht, und besonders schmerzlich ergriffen vom Anblicke der Kadetten, von

denen er Besseres erwartet haben mochte als diesen schnöden Verrat, fügte sich der Fürst. Er unterschrieb die Abdankungsurkunde und wurde alsbald mit seinem Bruder zu Wagen unter Bedeckung aus der Hauptstadt nach Rahowa an der Donau gebracht und von dort auf seiner eigenen Nacht nach Rent, auf russisches Gebiet. Doch das Auserwählte wagte Rußland nicht; er durfte unbehindert weiter reisen. In Sofia trat sofort eine provisorische

Regierung hervor, die das Land unter russische Schutzherrschaft zu bringen gedachte.

Allein die Freiheit muß wohl etwas überaus Kostliches und Erhebendes sein. Die armen Bulgaren, die sich doch noch nicht gar lange in ihr hatten sonnen und kräftigen dürfen, scharten sich jetzt zum Staunen der Welt begeistert um das bedrohte edle Gut. Kaum

ward das nächtliche Pöbelsstück bekannt, so ging durchs ganze Land eine gewaltige Bewegung. Machtlos prallten die Beschönigungsversuche der Empörer an den Ohren des treuen Volkes ab. Schon nach drei Tagen hatte sich in Tirnowa eine Gegenregierung gebildet, eine große Anzahl von Besatzungen und Städten blieben unentwegt auf seiten des Vertriebenen, und bald wurde in Sofia die alte Regierung unter Karawelow wieder hergestellt. Stürmisch verlangte alle Welt die sofortige Zurückberufung des geliebten Herrschers. Und Alexander verschloß sich der einstimmigen Bitte seiner Getreuen nicht. Von Lemberg, wohin ihm sein Hofmarschall und der Hofprediger Koch entgegengefahren waren, traf er über Giurgewo am 30. August zu Rustschuk wieder auf bulgarischem Boden ein. Die ganze Reise glich einem Triumphzuge. Am 3. September hielt er unter allgemeinem Volksjubel seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt Sofia. Aber doch mißte sich

Wehmut in die wohlverdiente stolze Lust. Er war nur gekommen, um alsbald wieder zu gehen. Er wußte, daß seine Stellung fortan unhaltbar war. Auf sein fast demütigtes Telegramm an den Zaren hatte er eine schöne Antwort empfangen. So wiederholte er denn am Tage nach dem Einzuge endgültig seine Abdankung,



Die Spitze des Festtages der Heidelberger Universitätsfeier.



Verdrießlich mußte der Cdr'e sich auf den Heimweg machen.



da er gegen den Willen Rußlands und ohne die Unterstützung der Großmächte nicht imstande sei, die Regierung weiter zu führen. Nachdem er noch eine Regentschaft eingesezt, reiste er am 7. September aus dem unruhigen Lande über Wien nach seiner friedlichen Heimat Darmstadt ab.

Sein Schicksal erregte in vielen Kreisen, besonders in Deutschland und England, lebhaftes Interesse. Auch dem Hinfenden thut's weh, daß der ritterliche Sproß eines alten deutschen Fürstenhauses samt seinem jungen lebensfrischen Volke durch die Tüde eines übermächtigen und rücksichtslosen Gegners verewaltigt worden ist. Aber sollte deshalb Deutschland für ihn in die Bresche springen? einen Weltbrand entfachen? Das hieße handeln wie weiland der edle Narr Don Quixote. Erstlich hat sich Fürst Alexander selbst verewegen über die Verträge hinweggesezt, und dann ist uns die Wohlfahrt Bulgariens nicht so viel wie der europäische Friede wert.

Deshalb mögen viele Gefühlschwärmer wieder einmal Gott danken, daß wir den eisernen Reichszkanzler haben, der sein warmes Herz nicht so leicht mit dem kalt abwägenden Bertrande durchgehen läßt.

Aus der Rangliste des russischen Heeres ist Fürst Alexanders Name auf Befehl des grimmen Zaren gestrichen worden; in vielen treuen Bulgarenherzen bleibt derselbe jedoch unauslöschlich eingegraben, und auch die Geschichte hat ihn mit ehernem Griffel in ihr Heldenbuch gezeichnet. Daran ändert der Zorn des mächtigsten Kaisers nichts.

Ein Nachfolger des Fürsten ward lange nicht gefunden. Wer den Bulgaren paßt, den will Rußland nicht, und wer Rußland paßt, den wollen die Bulgaren nicht. Durch den vom Zaren gesandten General Kaulbars haben sie sich nicht einschüchtern lassen, so schroff und gewaltig derselbe auch auftrat — der Fürst gleichen Namens soll ja auch stachelig und voll Gräten sein. Verdrießlich mußte der Edle sich auf den Heimweg machen. Wirkamer waren die geheimen Umtriebe der Russen. Am 28. Februar kam es in Silistria, am 3. März in Rufschat zu einem Aufstande. Beide Empörungen wurden von der Regierung rasch unterdrückt, und an neun in dieselben verwickelten Offizieren am 7. März das Todesurteil vollstrect. Am 7. Juli endlich hat die Sobranje, das heißt die bulgarische Volksvertretung, den Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg-Gotha zum Fürsten gewählt. Geboren am 26. Februar 1861 zu Wien, war derselbe bis jetzt österreichischer Husarenlieutenant;

er ist durch seine Mutter Clementine ein Enkel des Königs Ludwig Philipp von Frankreich, und auch mit den Herrscherfamilien von Österreich, Preußen, England, Bayern, Belgien, Portugal und Brasilien mehr oder minder verwandt. Aber ob das schwergeprüfte Bulgarien unter ihm nun Ruhe finden wird, steht noch dahin. Bedenklich sieht es auch noch immer bei dem gewaltigen Gegner des unglücklichen Landes, in

### Rußland,

aus. Der Kaiser wollte sich am 13. März, dem Erinnerungstag der Ermordung seines Vaters, mit seiner Familie in St. Petersburg zu einem Trauergottesdienst begeben; die Nihilisten aber hatten eine andere Feier dieses Tages vor. Einige Studenten, welche Dynamitbomben mit vergifteter Füllung trugen, lauerten dem kaiserlichen Wagen auf, wurden jedoch zum Glück abgefaßt, ehe derselbe erschien. Beim Verhör gestanden die ruchlosen Tollköpfe unumwunden ihre Absicht ein, den Kaiser zu



Tranckport gefangener Offiziere in Rufschat.

ermorden, um auf diese Weise eine — Verfassung zu erzwingen! Der Kaiser bewies große Kaltblütigkeit. Unmittelbar nachdem er den teuflischen Anschlag erfahren, nahm er bei dem Großfürsten Wladimir ruhig das Frühstück ein — ob's ihm so recht geschmeckt hat, möchte der Hinkende doch bezweifeln. Und erst auf der Fahrt nach Satschina teilte er seiner ahnungslosen Gemahlin mit, welcher Gefahr sie soeben entgangen seien. Ganz sicher scheint es trotz aller erdenklichen Vorsichtsmaßregeln auch in diesem festen Schlosse nicht zu sein, denn schon bald ward von einem neuen Mordversuch berichtet, der gottlob! ebenfalls nicht zur Ausführung gekommen ist.

O Eberhard im Bart! was würde Alexander III. für dein Glück geben?

Gegen uns Deutsche arbeiten sich die Russen immer mehr in einen verbissenen Groll hinein, schaden uns auch durch Zollerhöhungen, wie sie nur können. Ihnen lästige Verträge halten sie nicht besonders gern. Vatum am Schwarzen Meer sollte nach einer Bestimmung des Berliner Friedens ein Freihafen sein; das haben sie jetzt einfach aufgehoben. England und Österreich, die es zunächst betrifft, ballen ohnmächtig die Faust im Sack dazu. Die Ostseeprovinzen werden immer mehr mit Gewalt russisch gemacht.

Auch im Lande der Lebenslust, in

### Österreich,

hat die wahnsinnige Umsturzpartei ihr Schlangenhaut zu zeigen gewagt. In der Nacht vom 3. zum 4. Oktober



Prinz Ferdinand von Sachsen-Koburg-Gotha, erwählter Fürst von Bulgarien.



wollten verruchte Schandbuben das schöne Wien an allen vier Ecken in Brand stecken und bei der darauf entstehenden Verwirrung Dynamitbomben unter die Menge werfen, doch wurden sie, Gott sei Dank! vorher dingfest gemacht.

Wie Deutschland, so traf auch Oesterreich-Ungarn kräftige Vorbereitungen für den Kriegsfall, und seine doch buntgemischten Volksvertretungen zeigten dabei etwas mehr opferwillige Vaterlandsliebe als unser voriger Reichstag. Einstimmig nahm das Abgeordnetenhaus am 24. Februar die Vorlage über Ausrüstung des Landsturms an; einstimmig wurden am 7. März in Pest 52 1/2 Millionen Gulden für Heereszwecke bewilligt. Da mögen unsere Deutschfreisinnigen und Schwarzen sich ein Beispiel nehmen.

Am 24. Oktober starb Graf Beust, politisch schon seit 1882 ein toter Mann, einst aber österreichischer Reichskanzler und Botschafter und ein neiderfüllter Feind Deutschlands, der 1870 Oesterreich zu einem Bündnis mit Frankreich zu verlocken suchte.

Anfangs Juni hat die Theiß in ihrem untern Laufe durch Ueberschwemmungen wieder unfähliches Unheil angerichtet. Bei Kolosca wollten in demselben Monat 365 Wallfahrer, auf einer Fährbahn zusammengedrängt, über die Donau setzen; das gebrechliche Fahrzeug ging unter und nur 136 der Unglücklichen wurden gerettet. Die ganze Verwaltung Ungarns scheint großer Verbesserungen bedürftig zu sein.

### Nästungen überall! Die Schweiz

machte gleichfalls im Februar große Anstrengungen, sich in wirksamen Verteidigungszustand zu setzen. Sie ist ein wohlhabendes und im allgemeinen gutgeordnetes Land. Von geistiger Regsamkeit zeugt der Umstand, daß gegenwärtig nicht weniger als 319 Zeitungen dort erscheinen, die Fachschriften gar nicht gerechnet. Mit dem Unfuge der Heilsarmee beginnt man gründlich aufzuräumen. Die Strafenauzüge derselben dürfen nicht mehr stattfinden. Freilich fehlt's auch nicht an Schattenseiten. So hat in Solothurn der Zusammenbruch einer Bank, in den mehrere bisher hochangesehene Männer verwickelt waren, viel Värm und Leid verursacht. Und daß die schöne Heimat nicht alle Söhne zu fesseln vermag, geht aus der Zahl der in der algerischen Fremdenlegion dienenden Schweizer hervor: dieselbe wird nämlich auf 3—4000 geschätzt. Armer verführter Bua im harten Joch unter der afrikanischen Sonne! Wie heiß mag dich das Heimweh nach den blauen Seen und grünen Matten, nach den klaren Bächen und schneeigen Alpen erfassen.

Von einem schweren Unglück wurde am 5. Juli abends die liebliche Stadt Zug heimgesucht. In der nach dem Bahnhof zu gelegenen äußern Vorstadt versanken plötzlich etwa 24 Häuser und 14 kleinere Gebäulichkeiten in den See. Noch mehr Gebäude sind bedroht. Der Verlust an Menschenleben ist zur Zeit noch nicht genau ermittelt, scheint aber zum Glück nicht sehr bedeutend zu sein. Auch in den Jahren 1435 und 1594 hat der See ähnliche Opfer gefordert. So bleibt Hebel's Wort wahr: „Dat jede Gegend ihr Liebes, so hat sie auch ihr Leides.“

Ein wunderschönes Land ist auch

### Italien,

zufrieden aber sind deshalb alle seine Bewohner noch lange nicht. Auch dort regen sich die Verblendeten, welche die ganze staatliche und gesellschaftliche Ordnung unterwühlen und stürzen möchten. Im Juli wurde in Oberitalien ein Verschwörungsherd entdeckt, dessen Ausläufer sich über die ganze Provinz erstreckten. Zu seinen staatsgefährlichen Grundsätzen bekamen sich nicht weniger als 159 Arbeitervereine. Die Regierung löste dieselben auf und verhaftete die Führer der Bewegung.

In Ostafrika haben die Italiener bis jetzt kein Glück. Der Führer der feindlichen Abyssinier, Ras Alula griff am 25. und 26. Januar mit ungeheurer Übermacht den General Gené bei Dogal an und schlug ihn trotz tapferster Gegenwehr mit empfindlichen Verlusten zurück. Diese Niederlage soll den Italienern 23 Offiziere und 407 Mann an Toten gekostet haben. In Reich und Glied waren die Helden gefallen, bis zur Erschöpfung des Schießbedarfs gegen 20000 Feinde kämpfend. Ihr Vaterland aber rüstet sich, die Scharte auszuweihen, und will u. a. seine Artillerie geradezu verdoppeln.

Am 28. Februar starb unerwartet schnell der Kardinalstaatssekretär Jacobini.

Ein furchtbares Erdbeben hat die Riviera, den Küstenstrich am Meerbusen von Genua, heimgesucht.

Am 23. Februar morgens um 6 Uhr begann die unheimliche Naturgewalt ihr Zerstörungswerk und vollbrachte es in drei entsetzlichen Stößen. Eine Landschaft, schön wie ein Paradies, ist jetzt mit Schutthaufen bedeckt. Von Genua bis Nizza findet sich kein Ort, der nicht gelitten hätte, besonders schwer Nizza selbst und der weltberühmte Winterkurort Mentone, der zur Hälfte in Trümmern liegt.

### Spanien

ist der rechte Boden für Verschwörungen. So brach dafelbst, auf Anstiften des alten Umstürzlers Borilla im September wieder ein Militäraufstand aus, an dessen Spitze diesmal der General Villacampa stand. Zum Glück für die Königin schlugen die Verschworenen in Madrid drei Tage zu früh los. Dadurch gelang es, die Empörung im Keime zu unterdrücken und die Fäden aufzufinden, welche die Anhänger Borillas im ganzen Lande verbinden. Das Kriegsgericht verurteilte sieben Häufelführer zum Tode, die Königin aber begnadigte sie. Das Ministerium, hiermit unzufrieden, trat ab und an seine Stelle kam ein neues unter dem Vorsitze von Sagasta.

Eins der berühmtesten Vaudenküner Spaniens, der Alcazar Kaiser Karls V. zu Toledo, ist ein Raub der Flammen geworden. Der Schaden beläuft sich auf 7 Millionen Franken; darin ist aber der unerlegliche Verlust an Büchern, Gemälden und Kunstschätzen noch nicht inbegriffen.

Wenn doch der Sinkende jeden Narren, der durch Leichtsinne oder Nachlässigkeit einen Brand verschuldet, ein Weilschen mit ungebrannter Asche behandeln könnte! Er thut wenigstens, was er kann, und warnt all seine lieben Leser eindringlich: Bewahrt das Feuer und das Licht! Haltet nach Kräften auch eure Umgebung dazu an! Seid lieber überängstlich als leichtfertig. Werft 3 B. nie ein noch glimmendes Zündhölzchen weg, weder



Kardinalstaatssekretär Jacobini.



dasein an einen leicht entzündlichen Vorhang, noch draussen in dürres Laub. Den unterirdischen Gewalten des Erdbens steht der arme Mensch rat- und machtlos gegenüber: das Feuer, diesen trefflichen Diener und furchtbaren Gebieter, könnte er fast immer in Schranken halten.

Von

## Frankreich

ist schon oben bei Deutschland viel die Rede gewesen, doch bleibt noch einiges nachzutragen. Die Republik fühlte sich nicht recht sicher, so lange gewisse Thronbewerber im Lande weilten. Deshalb wurden im Sommer die Prinzen der ehemals in Frankreich regierenden Häuser ausgewiesen. Der Graf von Paris ging mit seinem Sohne nach England; Prinz Jérôme Napoleon nach Genf und sein Sohn Viktor nach Brüssel, wohin sich auch der Herzog von Nemours begab. Ob's hilft? Geld wirkt auch in die Ferne, und viel Geld wirkt viel.

Noch immer wird von verschiedenen Seiten der Kriegsminister Boulanger als „der Mann der Zukunft“ betrachtet, obgleich im stillen viele verständige Leute zu seinem raschen Treiben den Kopf schütteln sollen. Er mischt Großes und Lächerliches durcheinander. So hat er z. B. die Offiziere aufgefordert, durchaus keine deutsche Dienerschaft, nicht einmal ein Kammermädchen, in ihren Häusern zu dulden.

Die Bevölkerung Frankreichs belief sich 1886 auf 38 218 903 Seelen, hat also in den letzten fünf Jahren nur um 546 855 zugenommen. Die indirekten Steuern ergaben 1886 dem Vorschlag gegenüber  $7\frac{1}{2}$  Millionen Minderertrag.

Am 28. Oktober wurde das neue Schulgesetz angenommen. Fortan soll der Unterricht in der Volksschule nur von Vätern erteilt werden.

Aus Sparsamkeitsgründen strich die Kammer die Unterpräfektenstellen gegen die ausdrücklich erklärte Ansicht des Ministerpräsidenten Freycinet, der deshalb zurücktrat. Am 11. Dezember kam das neue gemäßigt-republikanische Ministerium Goblet zustande, dauerte aber nur bis zum Mai. Dann wurde es durch das Ministerium Rouvier abgelöst, das jedoch auch schon mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Daß Boulanger in demselben keine Stelle fand, trägt zwar zunächst zur Verhütung bei. Aber besser wär's vielleicht gewesen, er hätte sich erst vollends abwirtschaften und unmöglich machen können. Der neue Kriegsminister Ferron schwagt weniger, scheint sich aber mit Ernst und Eifer seinem Amte zu widmen.

Der Verkauf der Krondiamanten ergab über 6 Millionen Franken.

Am 25. Mai brannte das Opernhaus in Paris nieder, wobei leider sehr viele Menschen das Leben verloren.

Nach Tonking müssen Verstärkungen abgesandt werden und in Annam haben wieder grausame Christen-niedermegelungen stattgefunden. Hier wie dort stehen die Dinge für die Franzosen herzlich schlecht.

## Belgien

hat noch immer mit der Arbeiterfrage zu thun, obgleich dieselbe endlich auch von der Regierung in die Hand genommen wird. Im August kamen die Arbeiter beim Ministerpräsidenten um Verleihung des allgemeinen Stimmrechts ein. „Nicht nur,“ hieß es in ihrer Eingabe, „daß man nichts für uns thut, obwohl das furchtbare Elend enthüllt ist, in welchem die Arbeiterbevölkerung verschiedener Gegenden dahinsiecht: man hindert uns auch noch, selbst an der Verbesserung

unserer Lage zu arbeiten, denn man verweigert uns das Stimmrecht.“ Der Sinkende wünscht von Herzen, daß den in der That hart bedrückten Leuten nach Möglichkeit in der besten Weise geholfen werde. Hoffentlich kehrt dann wieder Ruhe und Friede in das dichtbevölkerte, bald rechts, bald links steuernde Land zurück, in welchem es noch immer gefährlich gärt und brodelt wie in einem Hexenkessel. Im Mai 1887 stellten wiederum an verschiedenen Orten viele Bergleute die Arbeit ein.

Auch in

## Holland

haben die rührigen Umstürzler durch ihre Heterieen Unruhen fertig gebracht. In Amsterdam ist es im August zu blutigen Gändeln mit der Polizei gekommen, welche den Aufstand nur mit Anstrengung und mit großem eigenen Verlust unterdrückte. Eine neue Mahnung für alle Freunde der Ordnung und Gestattung, sich der drohenden Gefahr gegenüber allerorts eng zusammenzuschließen!

Der siebenzigste Geburtstag des Königs ist glänzend gefeiert und dabei auch sein Töchterlein Prinzessin Wilhelmine jubelnd begrüßt worden, der jüngste Sproß des alten edlen Hauses Oranien und die Zukunftshoffnung des tüchtigen, auf seine teuer erkaufte Selbständigkeit mit Recht stolzen Volkes. Wir Deutsche sind gute und friedfertige Nachbarn, wenn's nur immer anerkannt würde! Oranje boven! Nederland boven! ruft auch der Sinkende.

Das einst so stolze

## England

ist mehr und mehr gesunken. „Großmäulig, aber schwach!“ wird es höhnisch von seinen Feinden genannt, und leider können seine Freunde sie nicht ganz Lügen strafen. Nach innen wie nach außen zeigt sich seine Ohnmacht. Die irischen Zustände werden von Tag zu Tag schlimmer. Der Erzbischof of Exeter von Dublin empfiehlt offen die Steuerverweigerung, und wie es scheint, mit Erfolg. Die Regierung schwankt hin und her und wagt keine strengen Strafgesetze einzubringen; um so fester tritt Parnell mit seinen Anhängern auf und rechnet sogar bestimmt auf die Unterstützung Gladstones.

Zwar wurde am 7. Juni die Homerule-Bill, der Gesetzentwurf, nach welchem Irland ein besonderes Parlament erhalten sollte, vom Unterhause abgelehnt. Darauf schloß die Königin das Parlament, und am 20. Juli trat das liberale Ministerium Gladstone zurück, das sich durch seine schwächliche Haltung, besonders dem Auslande gegenüber, unmöglich gemacht hatte. Der wortreiche, unberechenbare Greis Gladstone mag jetzt nach Herzenslust Bäume fällen, was in seiner Mußezeit eine Lieblingsbeschäftigung von ihm sein soll; dabei kann er nicht viel Schaden anrichten. Aber den Karren, den er in Bulgarien gründlich verfahren hatte, brachte auch das neue konservative Ministerium Salisbury nicht wieder aus dem Graben heraus. Zwar reiste der Schatzkanzler Lord Churchill im Oktober an allen größeren Höfen des Festlandes herum, um „Fühlung“, besonders mit Österreich und Deutschland, zu gewinnen. Und im Dezember verflieg sich John Bull sogar zu Kriegsdrohungen gegen die Türkei. Aber dabei blieb's, und Rußland lachte die ohnmächtigen Briten aus. Der mutige Salisbury hätte wirklich gern Ernst gemacht, Churchill war dagegen und trat sogar infolge dieser Meinungsverschiedenheit aus. Er hatte die richtige Erkenntnis gewonnen, daß die britischen



Streitkräfte den russischen durchaus nicht gewachsen seien, und meinte daher, England solle im Morgenlande sich auf die Behauptung Aegyptens beschränken und sich auf nichts weiter einlassen. So geschah es schließlich denn auch.

Am 27. Januar wurde das Parlament wieder eröffnet. Fast das einzig Erfreuliche aus seinen Verhandlungen war für den Sinkenden die Mitteilung, daß zwischen England und Deutschland über ihre Angelegenheiten im Sultanat Sansibar ein freundschaftliches Abkommen getroffen sei, dem auch der Sultan Said Bargaich und Frankreich zugestimmt hätten.

Im Jahre 1886 haben die Bewerber um einen Parlamentsitz insgesamt 624086 Pfund Sterling Wahlkosten gehabt! Das macht im Durchschnitt für jede der 2975032 abgegebenen Stimmen reichlich 4 Mark. Ein trauriger Nachwuchs des vielgerühmten Wahlwesens, diese Bestechlichkeit des edlen Stimmvolkes! Werden auch wir mit der Zeit so tief herunterkommen? Doch auch Erhebendes ist zu berichten. Am 21. Juni feierte Königin Viktoria ihr 50jähriges Regierungsjubiläum. Die Riesenstadt London, sonst so rückerig und nüchtern, hatte sich in goldgefäunte Scharlachdecken gehüllt und wimmelte noch mehr als gewöhnlich von Einheimischen und Fremden; in der ehrwürdigen Westminsterabtei waren Plätze für 10000 Personen hergerichtet; hohe Gäste, Könige und Fürsten, darunter drei, welche dereinst, will's Gott, nacheinander die deutsche Kaiserkrone tragen werden, waren von nah und fern herbeigekommen, und nicht nur in der Themsestadt, nicht nur in Altengland, sondern in allen fünf Erdteilen stimmten Millionen und abermals Millionen treuer und dankbarer Unterthanen an: God save the queen! Erst 18 Jahre war sie alt, als sie 1837 den Thron bestieg, und hat in dem halben Jahrhundert wahrlich viel Großes erlebt und viel Gutes gewirkt. Möge sie ihrem Volke noch lange erhalten bleiben, und möge unser teuer Kronprinz von seinem hartnäckigen Kehltopfleiden vollständig geheilt aus England heimkehren!

Ein großartiges Unternehmen ist nach vierzehnjähriger Arbeit vollendet worden, der Severntunnel. Er verbindet beide Ufer des sehr tiefen Meerbusens von Bristol in der Nähe dieser Stadt und hat eine Länge von 6838 Metern, von denen 3620 unter dem Meeresgrunde liegen. Und das Zululand in Südafrika, nicht viel kleiner als Baden, haben die unerfätlichen Briten jüngst ihrem ungeheuren Weltreiche einverleibt. Überhaupt steckt in dem Volke noch sehr viel Reichtum, Kraft, Gesundheit, Bildung, Unternehmungsgeist und Gottesfurcht. Der Sinkende sagt mit Lord Byron: „England, mit all deinen Fehlern lieb' ich dich noch immer!“

Und deshalb will er den Herren Vettern ein scharfes, aber bewährtes Heil- und Stärkungsmittel verraten: **Allgemeine Wehrpflicht!**  
Aus der armen

## Türkei

weiß der Sinkende leider nichts Gutes zu berichten. Dort können sogar hohe Beamte mit Begleitung nicht überall ungefährdet ihres Weges ziehen. So wurde im November der Bicogouverneur von Castoria in Macedonien auf einer Dienstreise mit seinen zwei Geheimschreibern von einer Räuberbande aufgeboten und ins Gebirge geschleppt. Da das verlangte Lösegeld von nahezu 1 Million Franken nicht erschwungen werden konnte, so schmachten die Armlisten noch in der Gefangenschaft, wenn sie nicht etwa schon ermordet worden sind.

Kleinasiens wurde im vorigen Jahre von einer Heuschreckenplage furchtbar heimgesucht. Als die Behörde die Einwohner verpflichtete, die Eier des gefährlichen Kerbtieres zu sammeln und abzuliefern, kamen in kurzer Zeit 250000 Kilo dieser winzigen Eier zusammen.

Doch mit den Räubern, und sogar mit den abscheulichen Heuschrecken wird man bei gutem Willen am Ende schon fertig. Schlimmer für das arme Volk ist die unglaubliche Bestechlichkeit der meisten Beamten, von unten bis oben hin.

In

## Amerika

will man einen Seekanal durch Nicaragua bauen, der unter Aufsicht der Regierung zu Washington stehen soll, und der Senat hat einer Gesellschaft zu diesem Zwecke gestattet, eine Anleihe von 100 Millionen Dollars aufzunehmen. Das wird dem Panamakanal nicht eben förderlich sein. In diesem Unternehmen stecken bereits 2 Milliarden französischen Geldes. Der ungewöhnliche Lesseps zweifelt nicht an der rechtzeitigen Vollendung des Werkes, für welches er jetzt eine allgemeine Prämienanleihe im Sinne hat. Zu lachen, aber auch zu denken giebt folgendes. In Wyoming haben die Frauen gleiche Rechte mit den Männern und dürfen also auch „Recht sprechen“. Neulich aber hat dort ein Verurteilter darauf angetragen, den Spruch für ungültig zu erklären, weil eine der Geschworenen während der langen Beratung die Welt mit einem neuen Bürger beschenkt habe, das Gesetz aber die Anwesenheit einer dreizehnten Person bei der Beratung der Geschworenen verbiete.

Ein entsetzliches Eisenbahnunglück fand im März bei Boston statt. Eine Brücke brach unter einem Arbeiterzug, er entgleiste, vier Wagen stürzten in den Sumpf und wurden vollständig zertrümmert. Auf der Stelle tot blieben 40 Personen, über 100 wurden verwundet, und auch von ihnen wird inzwischen noch mancher gestorben sein.

Dem verstorbenen General Grant war für seine Kriegsthaten in Mexiko eine „feine große goldene Denkmünze“ gewidmet worden, die sich jetzt im Nationalmuseum zu Washington befindet. Aber es soll sich herausgestellt haben, daß dieselbe unecht ist, und ihr spezifisches Gewicht statt 16 nur 7 beträgt. Daß so etwas im Lande der stolzen und reichen Yankees vorkommen kann! Bei uns im alten Deutschland ist auch nicht gerade alles, wie es sein soll, aber im ganzen können wir dankbar ausrufen:

„Oft, West,  
Dahem best!“

Gott erhalt' uns allen Segen, und besonders den edlen Frieden!

Wenn der Scheik-ul-Islam, ein vornehmes geistliches Haupt der Mohammedaner, über wichtige und schwierige Fragen auf Verlangen sein Gutachten abgegeben hat, so fügt er am Schlusse bescheiden hinzu: „So schrieb der arme Scheik Osman; Allah aber weiß es besser.“ Ähnlich möchte sich hier der Sinkende äußern, der trotz seiner Jahre im Urteilen oft ein heißblütiger Gejell ist. Nicht nur Allah, auch der eine oder andere geneigte Leser mag's hier und da besser wissen. Allein wer giebt, was er hat, ist wert, daß er lebt. Der Sinkende hat's überall gut gemeint. Und so klopft er jetzt beruhigt seinen Pfeifenkopf aus und empfiehlt sich allen lieben Lesern mit dem Wunsche:

Auf Wiedersehen nächstes Jahr!